

Zum Selbstverständnis lesbischer Elternschaft

Burghardt, Scout; Mahmud, Samira; Molitor, Noemi Yoko

2006

<https://doi.org/10.25595/4529>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Burghardt, Scout; Mahmud, Samira; Molitor, Noemi Yoko: *Zum Selbstverständnis lesbischer Elternschaft*, in: Bulletin Texte / Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien / Humboldt-Universität zu Berlin (2006) Nr. 32, 142-155. DOI: <https://doi.org/10.25595/4529>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

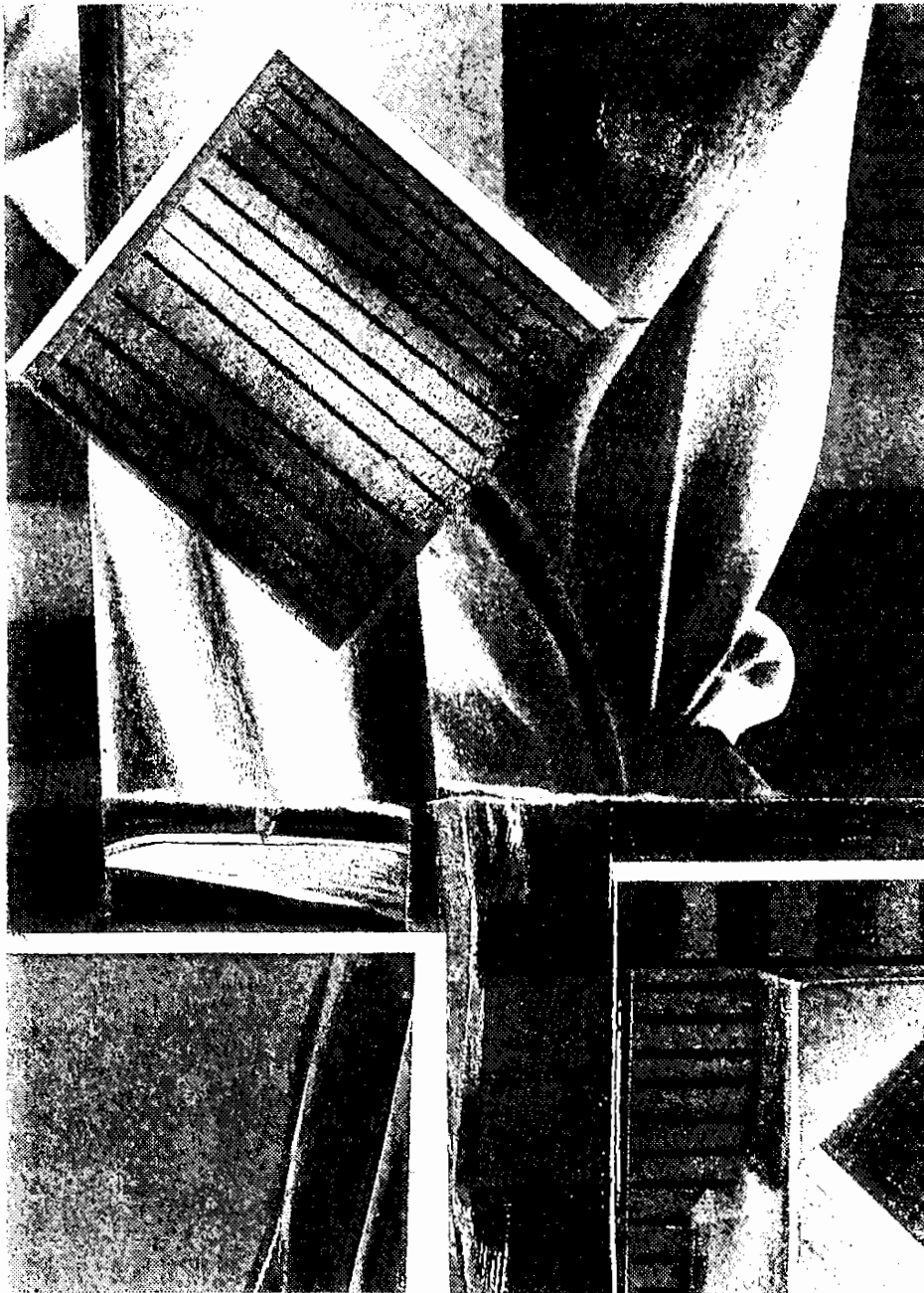
Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Bulletin-Texte 32

GenderErträge



Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien
www.gender.hu-berlin.de

Scout Burghardt, Samira Mahmud, Noemi Yoko Molitor

Zum Selbstverständnis lesbischer Elternschaft

In diesem Artikel stellen wir eine explorative Vorstudie zum Selbstverständnis lesbischer Elternschaft vor, die wir 2005 im Rahmen des Seminars „Gay Marriage, Gay Family – Ethnologische Perspektiven auf ein gesellschaftliches Konfliktfeld“ bei Dr. Beate Binder am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt Universität zu Berlin durchgeführt haben¹. Das Seminar beschäftigte sich mit der Geschichte westlicher Familienbegriffe, Definitionen von Verwandtschaft und der Entwicklung heutiger Auffassungen von Ehe und Familie in gesamtgesellschaftlichen und lesBiSchwulQueeren² Kontexten. Interessant erschienen uns hierbei lesbische Eltern, die in ihrer Lebensweise dominanten, naturalisierten Auffassungen von Familie und Verwandtschaft, insbesondere dem bürgerlichen Modell der heterosexuellen Kleinfamilie, nicht entsprechen.

In der Feldforschung sowie in der Ausarbeitung des theoretischen Hintergrundes haben wir die Wissenschaftsdisziplinen Gender Studies und Europäische Ethnologie transdisziplinär miteinander verbunden. Aus letzterer dienten uns die qualitativen Forschungsmethoden als Grundlage der Datengewinnung. In leitfadengestützten Interviews haben wir vier Interviewpartnerinnen nach ihren Alltagspraxen und Vorstellungen in Bezug auf ihr gelebtes Familienmodell befragt. Aus wissenschaftsgeschichtlicher, politik- und kulturwissenschaftlicher Perspektive haben wir Vorstellungen und Konstruktionen von Familienbegriffen untersucht. Vor diesem theoretischen Hintergrund interessierten uns bei der Auswertung der Interviews insbesondere drei Themen und Fragestellungen: der Familienbegriff lesbischer Eltern, der Umgang mit dem hegemonialen Konzept der Blutsverwandtschaft sowie die Arbeitsteilung und kinderbezogene Reproduktionsarbeit.

Dieser Arbeit liegt die Erkenntnis der Korrespondenz von Theorie und sozialer Praxis zugrunde; Transformationen und Modifikationen der analytischen Perspektive auf Verwandtschaft sind konstitutiv mit sozialen und kulturellen Transformationsprozessen verbunden.³ So lassen sich ähnliche Verschiebungen des Verwandtschafts- und Familienbegriffes in der Ethnologie und im lesBiSchwulQueeren Kontext nachzeichnen. Unsere Perspektive auf Familie verstehen wir als nicht-naturalisierenden Blick, der lesbische Familien als gleichwertige Lebensformen anerkennt, den Selbstdefinitionen gleichgeschlechtlicher Eltern Rechnung trägt und ihre Lebensweise nicht als ‚zweitklassige‘ Nachahmung eines Originals betrachtet.

¹ Der Artikel geht auf eine Seminararbeit zurück, die wir hier auf die Ergebnisse hin verkürzt haben. Die gesamte Arbeit ist auf www.naha.de einzusehen.

² Wir benutzen hier die Bezeichnung ‚lesBiSchwulQueer‘, ohne damit eine adäquate begriffliche Lösung gefunden zu haben. Die von uns verwendete Literatur spricht teilweise von ‚Homosexualität‘, da diese sich z.T. auch nur auf einen homosexuellen Kontext beziehen.

³ Vgl. Knecht: Politik der Verwandtschaft, 2003, S. 55.

Die Interviewpartnerinnen

Für die Feldforschung konnten wir vier Frauen interviewen, die Einblicke in drei gelebte Familienkonzepte boten.

Gabriele Kochowski (40 Jahre), lebt seit 16 Jahren mit ihrer Partnerin Susanne Pusch in einer festen Partnerschaft. Die beiden studierten Psychologinnen wohnen mit ihren gemeinsamen Kindern Paul (3,5 Jahre) und Leonie (1 Jahr) in Berlin-Schöneberg. Gabriele Kochowski ist die biologische Mutter. Der biologische Vater beider Kinder ist Joachim Funken, ein schwuler Mann aus dem weiteren Bekanntenkreis der beiden Mütter.

Lena Muchina (24 Jahre) studiert Sozialwissenschaften. Seit drei Jahren lebt sie in einer festen Beziehung mit Bianca Kiesbauer (39 Jahre). Sie wohnen zusammen in Berlin, Prenzlauer Berg. Seit August 2004 sind sie verpartnert. Bianca Kiesbauer brachte zwei Kinder mit in die Beziehung: Moritz (13 Jahre) stammt aus ihrer früheren Ehe. Der Vater lebt mit seiner neuen Familie in Lübeck und hat weiterhin Kontakt zu Moritz. Lena Muchina beschreibt ihr Verhältnis zu Moritz als eher geschwisterlich. Nele (5 Jahre) kennt ihren biologischen Vater nicht; er hat keinerlei Kontakt zur Familie. Für Nele sind beide Frauen ihre Eltern, sie nennt beide Mama. Lena Muchina sieht sich als ihre Mutter.

Marina Berger (36 Jahre) und Katrin Ludwig (33 Jahre), beide selbstständig, leben seit 8 Jahren in einer festen Partnerschaft, sie sind nicht verpartnert. Sie haben sich während des Studiums in Kassel kennen gelernt und wurden nach zwei Jahren ein Paar. Katrin Ludwig hat ihren Sohn, Hannes (13 Jahre), den sie mit 19 Jahren noch vor dem Abitur bekommen hat, mit in die Beziehung gebracht. Vom Vater des Kindes, Gunnar Hensch, hat sie sich während der Schwangerschaft getrennt, es besteht aber Kontakt. Hannes hat ein gutes Verhältnis zu seinem Vater, der heute immer noch in Kassel lebt. Die Familie wohnt seit drei Jahren in einem Hausprojekt in Berlin-Friedrichshain. Im Hausprojekt gibt es verschiedene Gruppen (ca. 12), die als Wohngemeinschaften zusammen leben. Die Wohngemeinschaft von Marina Berger und Katrin Ludwig umfasst 11 Personen: zwei Jugendliche (beide 13 Jahre, Hannes und Nanette), ein Baby (7 Monate) und 8 Frauen. Innerhalb der Wohngemeinschaft haben Frau Ludwig, Frau Berger und Hannes jeweils ihr eigenes Zimmer, verteilt auf unterschiedliche Stockwerke.

Wahlfamilie vs. Familie mit Kindern?

Eine zentrale Kernfrage unserer Untersuchung war die, welchen Familienbegriff lesbische Eltern konstruieren und leben. Um den Rahmen, in dem sich lesbische Elternschaft abspielt, aufzuzeigen, werden wir zunächst historisch rückblickend den Diskurs um Familie im homosexuellen Kontext nachzeichnen. Aufgrund der Literaturlage wird sich der Abriss vorrangig aus dem US-amerikanischen Kontext speisen, eigene Anmerkungen werden die Übertragbarkeit auf die BRD behandeln.

Familie stand bis in die 1980er Jahre hinein außerhalb des homosexuellen ‚Horizonts‘.⁴ Homosexualität und Familie waren zwei sich gegenseitig ausschließende Kategorien. Im hegemonialen Diskurs wurde/wird Homosexualität häufig als Bedrohung der (bürgerlichen Klein-) Familie konstruiert. In lesBiSchwulQueeren Kontexten jedoch findet seit

⁴ Diese Dekade geben sowohl Weston als auch Koch-Rein, als das Jahrzehnt des ideologischen Wandels von Familie in den USA an, inwieweit sich dies auf die BRD übertragen lässt, ist unsicher.

den 1980er Jahren in den USA eine Aneignung des Familienbegriffes statt – dieser ideologische Wandel soll im folgendem dargestellt werden.

Lesben und Schwule begannen in den 80er Jahren sich Familie als Konzept für ihre Beziehungen anzueignen und kämpfen seitdem für eine Anerkennung von „gay families as a form of kinship.“⁵ In Opposition zur biologischen Familie/Kernfamilie wird Gewährtheit zum „Formations- und Organisationsprinzip“ der homosexuellen Familie.⁶ Dies führt Weston auf zwei Ursachen zurück. Die kulturelle Praxis des Coming-Outs gegenüber der Herkunftsfamilie konfrontiert/e viele Homosexuelle mit der Gewährtheit und Widerruflichkeit von Familie und Verwandtschaft. Die Herkunftsfamilie kann/möchte die Homosexualität nicht tragen und die biologischen Bindungen, die ‚natürlich‘ als ‚für immer‘ imaginiert wurden, erweisen sich als brüchig. Ein weiterer Impuls für das Aufkommen eines Diskurses von Familie im homosexuellen Kontext ist in der AIDS-Krise zu finden. In der Konfrontation mit AIDS zogen verstärkt kulturelle Praxen und Momente in die homosexuelle Community ein, die als konstituierend für Verwandtschaft gelten, wie z. B. das Kümern um eine kranke oder sterbende Person.

Mit dem Aufkommen neuer Reproduktionstechnologien und alternativer Insemination in den 1990ern erfuhr der Diskurs um homosexuelle Familie neue Verschiebungen. Es wird vom so genannten ‚Gayby-Boom‘ gesprochen. „Kinder, ... [die bislang] als Überbleibsel heterosexueller Vergangenheit mit Ausnahmecharakter‘ [gehandelt wurden, werden] zum Gegenstand von Wahlfamilienplanung lesBiSchwulQueeren Lebens.“⁷ Lesben waren wohl die ersten, die die Möglichkeit des ‚Kinder-Kriegens‘ in ihr Familienkonzept aufnahmen und dominieren in der BRD nach unseren Beobachtungen das Feld.⁸ Das Aufkommen des lesbischen Baby-Booms kann für die BRD auf Ende der 90er Jahre datiert werden.⁹ Die Erfüllung des homosexuellen Kinderwunsches durch alternative Insemination,¹⁰ hat Auswirkungen auf den Diskurs von lesBiSchwulQueerer Verwandtschaft überhaupt: Biologie und Reproduktion(-sfähigkeit) ziehen dort ein, wo sie am wenigsten vermutet wurden. Das Bild der reproduktionsunfähigen, homosexuellen Familie,

⁵ Weston: Kinship, 1991, S. 27. Weston zu dieser Aneignung vertiefend: „What set this new discourse apart [von früheren Kämpfen um Anerkennung] was its emphasis on the kinship character of the ties gay people had forged to close friends and lovers, its demand that those ties receive social and legal recognition [...]. For the first time, gay men and lesbians systematically laid claim to families of their own“, Weston: Kinship, 1991, S. 22.

⁶ Koch-Rein: Herrenclubs, 2003, S. 73.

⁷ Koch-Rein: Herrenclubs, 2003, S. 75.

⁸ Koch-Rhein stellt jedoch fest, dass schon bald Schwule „hörbar mit eigenen Reproduktionsinteressen“ nachzogen, und in der Repräsentation homosexueller „Bilderbuchfamilien“ an prominenter Stelle vertreten sind. Koch-Rein: Herrenclubs, 2003, S. 74.

⁹ Die Datierung erfolgt nach eigenen Einschätzungen und Aussagen der Interviewpartnerinnen. Weston datiert die ersten Anfänge des lesbischen Baby Booms Mitte der 70er Jahre: „Beginning in the mid-1970s on the West Coast, the fantasies and the intentions of women [...] gave way to the practice known as the lesbian baby boom“, Weston: Kinship, 1991, S. 165.

¹⁰ Der Diskurs um den lesbischen Baby-Boom, war/ist dominiert von Diskursen um alternative Insemination. Jedoch sind adoptierte Kinder und Kinder aus früheren, heterosexuellen Beziehung in der Mehrzahl. Eventuell kann man hierauf auch unsere Auswahl der Interviewpartnerinnen zurück führen: Obwohl wir Paare mit gemeinsam geplanten Kindern suchten, ‚mussten‘ wir bei zwei von drei Interviews auf Paare mit Kindern aus früheren heterosexuellen Beziehungen ‚zurückgreifen‘.

wie auch das Bild der Lesbe als “nonprocreative being”¹¹, geraten ins Schwanken. Das neue Bild der homosexuellen Familie bricht die zuvor beschriebene Opposition von Familie und Homosexualität auf.

Der ‘Gayby-Boom’ hat ebenfalls weit reichende Konsequenzen für das Konzept der homosexuellen Wahlfamilie. Anne Koch-Rein¹² stellt die These auf, dass in den letzten Jahren neue Grenzziehungen in lesBiSchwulQueeren Familiendefinitionen stattgefunden haben: Das Konzept der ‘families of friends’, wird nach und nach abgelöst von einem kinderzentrierten, intergenerationalen Familienbild: Gewährtheit steht hier nicht länger als strukturierendes Formations- und Organisationsprinzip im Mittelpunkt der Familiendefinitionen. Die nicht vorrangig durch Alter und Gender strukturierten lesBiSchwulQueeren Lebensweisen nähern sich der (vermeintlich) biologischen Kernfamilie an, wenn Kinder zum Gegenstand der Familienplanung werden und damit „biology and procreation within gay families”¹³ Einzug halten. Dieser Prozess stellt eine Annäherung lesbischer Familien an das normative Verwandtschaftsverständnis dar, das erst dann von Familie spricht, wenn ein Paar Kinder bekommen hat („Jetzt sind wir eine richtige Familie“). Koch-Rein führt diese Normalisierung lesBiSchwulQueerer Familienbegriffe auch auf gesellschaftliche Machtverhältnisse zurück, da das Vorhandensein von Kindern lesbischen Familien eher zu einer Akzeptanz als Familie verhilft.

Bei der Auswertung der Interviews untersuchten wir zunächst, welches Vokabular und welche Kriterien die Interviewten verwenden, um ihre Familie zu definieren, ob sich die Aussagen in das Gegensatzpaar biologische Familie – Wahlfamilie (nicht-biologisch) aufteilen¹⁴ und gegenüberstellen lassen und was für Schlüsse wir daraus ziehen könnten: Wird in lesbischen Familien Gewährtheit als formierendes Element zugunsten einer ‘homosexuellen bürgerlichen Kleinfamilie’ aufgegeben? Existiert Gewährtheit also nur noch im Element des gemeinsamen Wunschkindes? Wir stellten fest, dass wir nicht von einem Familienkonzept der Interviewten sprechen können, denn in den Interviews ist die Verwendung des Begriffs Familie sehr heterogen: Nicht nur im Vergleich der einzelnen Personen untereinander gibt es verschiedene Vorstellungen davon, was eine Familie ist und wer dazu gehört. Von jeder Mutter werden Abstufungen innerhalb ihrer Familie gemacht. Gabriele Kochowski rechnet sowohl Verwandte als auch Freundinnen zu ihrer Familie, wobei sie letztere auch als Wahlfamilie bezeichnet. Als Kernfamilie sieht sie sich, ihre Freundin und die Kinder: „*Familienleben findet hier zu viert statt, also Kernfamilie eben.*“ Auch für Marina Berger und Katrin Ludwig gehören sowohl Verwandte zur Familie als auch Mitbewohnerinnen, die sie ihre WG-Familie nennen. Das klassische Konzept der (Klein-) Familie lehnen sie zwar ab, sprechen aber von sich und ihrem Sohn Hannes doch als Kleinfamilie innerhalb der WG-Familie. Lena Muchina

¹¹ Weston: Kinship, 1991, S. 168.

¹² Koch-Rein: Herrenclubs, 2003.

¹³ Weston: Kinship, 1991, S. 168.

¹⁴ Die Aufteilung in das Gegensatzpaar ‘Biologisch’ (Blutsverwandtschaft) – ‘Nicht-Biologisch’ (Wahlfamilie) wollen wir nicht affirmativ übernehmen, sie ist jedoch ein wichtiger Bestandteil des normativen Verwandtschaftsverständnisses und bestimmt die Außenwahrnehmung der lesbischen Mütter. Diese müssen sich zu diesen Wahrnehmungsmustern in Beziehung setzen.

hingegen wendet den Begriff Familie ausschließlich auf ausgewählte Verwandte und explizit nicht auf Freund_innen an. Von ihrer Partnerin und den Kindern spricht auch sie als Kernfamilie.

Gerade Frau Kochowski betont die Bedeutung ihrer Wahlfamilienmitglieder im familiären Alltag: *„Und wenn die Kinder mit den Patentanten zusammen sind, da gibt es schon so was, dass wir auch, dass wir auch gemeinsam formuliert haben, dass sie sich auch beteiligen an der Erziehung.“* Sie beschreibt, dass die Geburten der Kinder den Zusammenhalt innerhalb dieser Wahlfamilie noch verstärkt haben. Auch wenn Frau Berger und Frau Ludwig den Begriff Familie nicht so selbstverständlich auf ihre Freund_innen anwenden wie Frau Kochowski, ist ihre WG in der Lebenspraxis ihre Wahlfamilie. Nur Lena Muchina grenzt ihren Familienbegriff explizit von Freund_innen ab. Dieser Unterschied könnte an ihrer Sozialisation in der Sowjetunion liegen. ‚Chosen families‘ sind ein westliches Konzept und nicht ohne weiteres auf einen anderen Kontext anwendbar.¹⁵

Die Frauen differenzieren innerhalb ihrer Familiendefinitionen aus, wer mehr und wer weniger dazugehört. Zwei Faktoren sind entscheidend für die Zugehörigkeit zur Familie: Zum einen ist das die persönliche Verbundenheit, die sie einem Menschen gegenüber empfinden. Lena Muchina drückt diese Vorstellung in Stufen aus: Die ihr am nächsten stehenden Personen auf der ersten, die Entferntesten auf der dritten Stufe. Sie sagt: *„Meine Familie ist schon irgendwie paar Leute, ich hab wirklich das Bedürfnis, die jeden Tag zu sehen.“* Zum anderen ist es für die Familienzugehörigkeit auch sehr wichtig, ob und wie viel Verantwortung jemand für die Kinder übernimmt. Marina Berger und Katrin Ludwig rechnen manche WG-Mitglieder eher zu ihrer Familie als andere. Das hängt nicht nur davon ab, wie eng das Verhältnis untereinander ist, sondern auch davon, ob die Anderen Verantwortung für Hannes übernehmen.

„Es gibt Leute, mit denen versteh ich mich in der WG ganz toll und die übernehmen auch zum Teil Verantwortung für Hannes mit, mit, ja mit, und das find ich doch viel besser und, ähm, und es gibt Leute in der WG, die machen das halt nicht, die find ich trotzdem nett, wie auch immer, aber ich kann die halt nicht, ich kann da diesen Familienbegriff da nicht so anwenden.“¹⁶

Obwohl die Frauen sehr differenziert an die Familiendefinitionen herangehen und für deren Beschreibung auf unterschiedliche Begriffe zurückgreifen, verwenden sie vergleichbare Konzepte von Familie: Katrin Ludwigs und Marina Bergers WG-Familie ist ebenso eine gelebte Form der Wahlfamilie wie die Patenschaften für Gabriele Kochowskis Kinder. Die Begriffe Klein- oder Kernfamilie bedeuten beide das, was traditionell unter der bürgerlichen Kleinfamilie verstanden wird (und im Mainstreamdenken nur als heterosexuell vorstellbar ist): ein Paar und dessen Kind/er.

Kernfamilie – als gelebte lesbische Familie – wird von allen interviewten Frauen nach zwei Richtungen abgegrenzt: zum einen von der übrigen biologischen Familie, zum anderen von der Wahlfamilie, wobei sie als Teil von beiden betrachtet wird. Die Kernfamilie sitzt somit wie ein Bindeglied zwischen den Konzepten ‚Biologie‘ und ‚Wahl‘. Es zeigt sich hier, dass es durchaus möglich ist, die Konzepte ‚Biologie‘ und

¹⁵ In diesem Zusammenhang wäre es auch spannend, das Konzept der Wahlfamilien bei Lesben zu untersuchen, die in der DDR aufgewachsen sind.

¹⁶ Marina Berger im Interview.

‚Wahl‘ im Alltag miteinander zu verbinden (jedenfalls im Fall von Gabriele Kochowski und Marina Berger/Katrin Ludwig). In der Repräsentation von Familie nach außen hin, steht jedoch nicht gelebte Wahlfamilie, sondern das Vorhandensein von Kindern im Vordergrund. In Bezug auf Koch-Reins These lässt sich feststellen, dass in den Repräsentationen lesBiSchwulQueerer Familienverhältnisse Wahlfamilie in den Hintergrund rückt. Lesbische Familien werden, wie die Vorstellung unserer Interviews gezeigt hat, z.B. in Kindergärten und auf der Arbeit, aber auch gegenüber ihren biologischen Verwandten als Familien sichtbar, weil sie Kinder haben.

Der Entschluss entgegen normativer Familienvorstellungen gemeinsame Kinder zu bekommen bzw. gemeinsam Kinder großzuziehen macht also einerseits durch die Aneignung heterosexueller Privilegien – Kinder zu bekommen – deren normierende Wirkung sichtbar und wirkt als Verschiebung und Subversion eben dieser normativen Familienvorstellungen. Andererseits entsprechen lesbische Familien mit Kindern einer dominanten Definition von Familie, die an Kinder gebunden ist, und Wahlfamilien nicht als ‚wirkliche‘ Familien anerkennt. Es bleibt jedoch zu fragen, ob nicht auch lesbische Familien weiterhin als ‚fiktive‘ Familien wahrgenommen werden.

Blutsverwandtschaft vs. „Fiktive Verwandtschaft“

Ein zweites wichtiges Themenfeld mit dem sich lesBiSchwulQueere Familien auseinandersetzen ist das hegemoniale Konzept der Blutsverwandtschaft, das sie als „fiktive Familien“ erscheinen lässt.

Das Konzept ‚Verwandtschaft‘ war immer eine der zentralen Kategorien der Ethnologie. Bis in die 1960er hinein dominiert dabei ein fast ausschließlich über biologische Reproduktion definiertes Verständnis von Blutsverwandtschaft. Verwandtschaftliche Beziehungen erscheinen darin als Konsequenz heterosexueller Reproduktion, der unterstellt wird, die Grundlage für lang anhaltende, unauflösliche Beziehungen und Solidarität zu bilden. Das ausschließlich über die biologische Reproduktion definierte Verwandtschaftsverständnis wurde unhinterfragt auf andere Kulturen übertragen und Verwandtschaft als universales, in allen Kulturen wesensgleiches Phänomen betrachtet. Das Modell der Nuklearfamilie (Vater, Mutter, Kinder) wurde als die reproduktive Institution der gesamten Menschheit und als Basis jeder Sozialstruktur angesehen.¹⁷ Diese biologistische sowie ethnozentrische Sicht auf Verwandtschaft wird seit den 1960ern zunehmend als unhinterfragte Vorannahme der Verwandtschaftsforschung erkannt. Heute wird Verwandtschaft in der Ethnologie als Symbolsystem und Kulturleistung betrachtet. Es wird allgemein anerkannt, dass kulturvergleichend kaum von Verwandtschaft als einem universalen Modell gesprochen werden kann, da die interkulturelle Bandbreite und historische Varianz zu groß sind. Selbst innerhalb gegenwärtiger westlicher Gesellschaften ist kein Konsens voraussetzbar, was unterschiedliche Menschen unter Verwandtschaft verstehen oder wie sie Familie leben.

Die aktuellen Transformationen im Verwandtschaftsverständnis der Ethnologie korrespondieren mit sozialen und technologischen Prozessen, die das traditionelle westliche Verständnis des Verhältnisses Natur – Kultur selbst unterminieren und refigurieren. Im Rahmen neuer Reproduktionstechnologien wird die Zeugung von Leben

¹⁷ Vgl. Petersen: Embryonenschutzgesetz, 2000.

als technisch unterstützter und kalkulierter Prozess erfahren. Somit berühren diese Technologien den „Kern westlicher Verwandtschaftsvorstellungen“¹⁸. Biologie als Grundlage dauerhafter Zusammengehörigkeit verliert sukzessive an Plausibilität. Heute zeichnet sich ein Verständnis von Verwandtschaft als hybride Repräsentation ab, die sich allerdings nach wie vor zwischen den Polen Biologie und Soziales bewegt, es aber erlaubt, „das Biologische sozial und das Soziale biologisch zu artikulieren“¹⁹.

In Anlehnung an Michi Knecht gehen wir in unserer Annäherung an das Thema und die Interviewpartnerinnen davon aus, dass durch die Betrachtung alternativer Familienkonzepte die Konstruiertheit, Biologisierung und Normierung eines „Verwandtschaftsverständnis[es], das Blutsverwandtschaft mit ‚natürlicher‘ Legitimität (und staatlichem Schutz) ausstattet und gegenüber anderen Formen langfristiger Bindung und Fürsorge privilegiert“²⁰, sichtbar werden kann: Die als Abweichung von Familiennormen gedachten homosexuellen Eltern lassen eben diese Normen, in denen alternative Solidarformen als „künstlich“, „fiktiv“ oder „symbolisch“ erscheinen, zu Tage treten. Der Blick richtet sich also nicht etwa auf lesbische Eltern als Problemträgerinnen, sondern auf die gesellschaftliche Definitionsmacht, zu der sich lesbische Eltern in Bezug setzen und der sie handlungsfähig entgegentreten.

Im Folgenden möchten wir anhand unserer Interviews das oben besprochene Spannungsverhältnis nachvollziehen, zwischen einer Außenwahrnehmung ihrer Familienverhältnisse, die ihre Verwandtschaftsverhältnisse nicht als Verwandtschaft anerkennt, auf der einen Seite und der Selbstwahrnehmung der gelebten Familienpraxis auf der anderen Seite, die zu einem sozialen Wandlungsprozess in Bezug auf Verwandtschaftsdefinitionen beiträgt und herkömmliche Verwandtschaftskonzeptionen uneindeutig erscheinen lässt. Hat sich die „Wirklichkeitsverweigerung“²¹ in der rechtlichen und der diskursiven Anerkennung in Bezug auf gelebte Verwandtschaftsbeziehungen in ‚Regenbogenfamilien‘ bis heute verändert? Oder wird z.B. der ‚nicht-biologischen‘ Mutter, die nicht das Kind bekommen hat, eine ‚echte‘ Mutterschaft abgesprochen? Wie gehen die lesbischen Mütter mit einer solchen Negation ihrer Familienrealitäten um?

Im Interview mit Gabriele Kochowski ergaben sich v.a. Reflexionen zum Verhältnis von biologischer und sozialer Mutterschaft als verschiedene Referenzrahmen in Bezug auf Mutterschaft und Verwandtschaft. Marina Berger und Katrin Ludwig erzählten besonders von ihren Alltagserfahrungen mit der Wahrnehmung ihrer Familie. Das Interview mit Lena Muchina wird hier nicht aufgeführt, da die angesprochenen Fragen nur marginal Thema des Gesprächs waren.

Gabriele Kochowski und Susanne Pusch sehen sich selbst als Mütter ihrer Kinder, sie sind die Eltern von Paul und Leonie. Sie sind ein Paar und sind ihrem Wunsch nachgegangen, gemeinsam Kinder zu bekommen. Sie werden von Paul ‚Mama-Gabriele‘ und ‚Mama-Susanne‘ genannt. Wenn Paul mit Susanne Pusch allein ist, sagt er nur Mama, ist er mit Gabriele Kochowski (seiner biologischen Mutter) allein, nennt er

¹⁸ Knecht: Politik der Verwandtschaft, 2003, S. 62.

¹⁹ Knecht: Politik der Verwandtschaft, 2003, S. 59.

²⁰ Knecht: Politik der Verwandtschaft, 2003, S. 53.

²¹ Schillen: Familienbuch, 2002, S. 11.

sie wie immer ‚Mama-Gabi‘, früher war das umgekehrt. Darin zeigt sich, dass er nicht zwischen einer ‚wirklichen‘ Mama (biologisch) und einer ‚nicht-wirklichen‘ Mama (sozialen)²² unterscheidet²³. Die gelebten Familienverhältnisse kennen also zwei Mütter, die den Alltag mit den Kindern teilen und ein gemeinsames Familienleben haben, wie Gabriele Kochowski es betont: *„Also das Familienleben findet hier zu viert statt, also Kernfamilie eben.“* Im Selbstverständnis und Familienalltag sind Gabriele Kochowski und Susanne Pusch also die Eltern/ Mütter von Paul und Leonie, und bezeichnen sich auch beide als Mütter, wenn sie allein mit den Kindern unterwegs sind. Susanne Pusch wird selbstverständlich von ihrer Umwelt als Mutter der Kinder betrachtet und ihre Mutterschaft angenommen: *„Das Kind ist [Ihnen] ja wie aus dem Gesicht geschnitten.“* Wenn die beiden Mütter aber gemeinsam mit den Kindern auftreten, wechselt es zwar, wem der beiden die Kinder zugeordnet werden, als Mütter der Kinder werden sie aber nur selten wahrgenommen. Wenn Susanne Pusch z.B. bei einer Elternvorstellungsrunde im Kindergarten mit dabei ist, wird sie als Schwester oder Freundin gedeutet und muss sich erklären („Ich bin auch die Mutter“): *„für uns ist das irgendwie, also manchmal sag ich - es ist so komisch, die Zweite-Mutter? - Susanne ist auch die Mutter, aber es ist immer mit so `nem Zusatz, erklärendem Zusatz.“* Inzwischen werden die beiden dort selbstverständlich als Pauls Familie wahrgenommen, die Elternschaft beider nicht in Frage gestellt. Selbstverständlich ist es jedoch nicht, dass sie von vornherein als zwei Mütter derselben Kinder angesehen werden.

Gabriele Kochowski beschreibt, dass es für sie kein Problem war, dass die beiden Frauen auf eine Samenspende angewiesen waren, um gemeinsam Kinder bekommen zu können. Sie räumt aber ein, *„dass es für Susanne schwieriger war. Also weil es ja immer die, also für sie immer diesen Aspekt gibt, ich bin nicht, also biologisch bin ich nicht beteiligt - in keinster Weise.“* Zwar fühlt sich Susanne Pusch deswegen nicht weniger als Elternteil, nicht ‚biologisch beteiligt‘ zu sein, ist aber dennoch ‚schwierig‘. Blutsverwandschaft wird also als Verwandschaft stiftendes Element beschrieben, was zur Folge hat, dass z.B. der Mutter Susanne Pusch weniger Rechte zustehen, was die gemeinsamen Kinder angeht, als Joachim Funken, der zwar der biologische Vater der Kinder ist, aber keine aktive Vaterschaft ausübt: *„rein rechtlich gibt es keine Absicherung. Also sie könnte nicht, theoretisch könnte sie nicht, mit einem Kind ins Krankenhaus gehen und sagen, machen sie die und die Behandlung bei meinem Kind.“*

Marina Berger beschreibt, dass sie auf ihrer Arbeitsstelle zwar keine negativen Erfahrungen gemacht hat, wenn sie von ihren Familienverhältnissen berichtet, – im Gegensatz zu Hannes, der in der Schule eher Schwierigkeiten hat, wenn er von seiner Familie erzählt – aber weder das Kleinfamilienmodell, das der bürgerlichen Kleinfamilie ähnelt, noch die WG-Familie werden von ihren heterosexuellen Kolleg_innen selbstverständlich als Ma-

²² In Bezug auf unsere Interviews untersuchen wir Zuschreibungen von ‚wirklicher‘ und ‚nicht-wirklicher‘ Elternschaft anhand der biologischen und der nicht-biologischen Mutterschaft, da jeweils eine Mutter in den hier repräsentierten Familien, das Kind/die Kinder ausgetragen hat. Es wäre interessant zu bearbeiten, inwiefern sich diese Zuschreibungen verschieben, wenn z.B. bei einer Adoption keines der Elternteile mit dem Kind biologisch verwandt ist.

²³ Paul ist 5 und würde wohl solch theoretische Kategorien ohnehin nicht verwenden, uns geht es hier um die familiäre Praxis.

rina Bergers Familie angesehen. Auch Katrin Ludwig empfindet dies so und gibt ein Beispiel ihrer alten Arbeitsstelle:

„[ich habe einen Kollegen] im Fahrstuhl getroffen, [der sagte:] ‚Ich fahr jetzt nach Hause zu meiner Frau, ich kann nicht mehr‘ und da hab ich gesagt ‚oh ja, das mach ich jetzt auch‘ und dann kam so ´n bisschen hm, ne, also, irgendwie, das ist einfach nicht das gleiche, so, ne, also es ist nicht so einfach, nach Hannes wird immer gefragt, so, wenn sie ihn kennen gelernt haben irgendwie, mal ´n Bild dazu haben, aber so nach dieser, auch Kleinfamilie, was ja noch vorstellbar ist, jetzt also, verlang ja gar nicht, dass die alle meine gesamte WG kennen, so, ne, aber das irgendwie wird schon anders angesehen.“

Nur die biologische Mutterschaft zu Hannes wird als relevante Verwandtschaftsbeziehung Katrin Ludwigs wahrgenommen und nur nach dieser wird gefragt.

Marina Berger bedauert v.a., dass, obwohl die Familienkonstellation auf Unverständnis stößt, sich selten jemand neugierig und offen erkundigt, was sie sehr freuen würde:

„ich glaub da find ich das echt noch schwieriger, ne, wie wenn wir beide zu solchen Elternabend hingehen, dann mach ich mir da echt schon manchmal irgendwie, die können´s ja dann alle nicht einordnen, fragt ja auch keiner nach, und, ähm, oder die denken sich dann ihren Teil dazu, und, so da find ich das dann manchmal ganz komisch, eher, dass man nicht angesprochen wird, so, warum das jetzt so ist, warum zwei Frauen jetzt da auflaufen oder so, also es ist immer unterschwellig so was wahrnehmbar, dass das alles komisch ist, aber es spricht ja niemand an, so, das ist ja was ganz komisches, was ich empfinde. Aber ich kann das auch nicht besser ausdrücken als dass ich das spüre, dass das für andere Leute komisch, glaub ich, ist.“

Die Erzählungen von Gabriele Kochowski bzw. von Marina Berger und Katrin Ludwig lassen erkennen, dass sich neue Konzepte nach wie vor an der biologistischen heterosexuellen Norm orientieren müssen, auch wenn Familie nicht mehr als ausschließlich biologisch verstanden wird. Die gleichen gesellschaftlichen Machtverhältnisse, die nach Koch-Rein für eine Normalisierung lesBiSchwulQueerer Familien verantwortlich sind, sorgen dafür, dass sich diese ‚normalisierten‘ Familien nach wie vor an der kohärenten biologischen Kleinfamilie messen müssen.

Demokratische Familie vs. Geschlechterrollen?

Im Rahmen der Analyse der Alltagspraxen lesbischer Eltern scheint als 3. Themenfeld die Arbeitsteilung und kinderbezogene Reproduktionsarbeit besonders aussagefähig zu sein. Dazu wird die These Gabriele Kämpers, dass gleichgeschlechtliche Paare die „demokratische Familie“²⁴ ‚erfinden‘, ausgewertet und weiterentwickelt. Kämper verortet Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern in einer allgemeinen „pluralen Realität“²⁵ von Familien heute, die dem staatlich geförderten Ideal der Familie mit männlichem Ernährer und weiblicher Hausfrau“²⁶ nicht mehr entsprechen. Heutigen Forderungen an

²⁴ Kämper: Familie, 2002, S. 39.

²⁵ Kämper: Familie, 2002, S. 39.

²⁶ Kämper: Familie, 2002, S. 39.

Familie, so Kämper, kann das „patriarchale und autoritäre Familienmodell“²⁷ nicht mehr gerecht werden. Als solche Forderungen, die Menschen heute an Familie haben, formuliert Kämper: „Gerechte Verteilung von Macht und Ressourcen [...], die Aufteilung von Erwerbs-, Reproduktions- und Erziehungsarbeit, [...] Selbstentfaltung aller Familienmitglieder und eine Familienkultur, die auf gegenseitigem Respekt und dem friedlichen Austragen von Konflikten beruht“²⁸; diese stellen nach Kämper also die Elemente ‚demokratischer Familie‘ dar. ‚Homosexuelle Familien‘ sieht Kämper nun in einer ‚glücklichen Lage‘, da sie jenseits des „geschlechterpolitischen Feldes“²⁹ positioniert sind und befreit von tradierten Rollenaufteilungen Familie jenseits des patriarchalen Familienmodells neu auszuhandeln können: „Gleichgeschlechtliche Elternteile stehen also vor der Chance und auch der Notwendigkeit, andere als die tradierten Formen und Konflikte zu leben, Rollenzuweisungen aufzubrechen, Macht und Kompetenzen in der Familie nicht geschlechtsrollentypisch zu verteilen.“³⁰ Nach Kämper können so die homosexuellen Eltern „Formen einer demokratischen Familie einüben, die für ein verändertes Familienbild und -leben insgesamt hilfreich sein können.“³¹

Inwieweit wird aber der Alltag in den so genannten ‚Regenbogenfamilien‘ tatsächlich ‚demokratischer‘ im Sinne Kämpers gelebt? Die Einblicke, die wir durch unsere Interviews in drei ‚Regenbogenfamilien‘ erhalten konnten, bestätigen Kämpers These weitgehend. In den von uns aufgesuchten Familien gab es keine selbstverständliche Rollenverteilung in Bezug auf die Reproduktionsarbeit. So beschreibt Marina Berger die Aushandlungen der Aufteilung der Reproduktionsarbeit rund um Hannes so:

„da ging’s dann immer drum wer kann jetzt weggehen und wer nicht und das haben wir schon dann versucht so halt einzuteilen, so.“³² Aber sie erzählt auch, dass es nie feste Regeln gab: „nee, also wir hatten nie feste Regelungen wie jetzt irgendwie bei anderen Paaren, so die eine Hälfte der Woche kümmerst du dich und die andere ich, eher so auf Absprache wann welche Zeit hat, halt, und dann auch immer phasenweise unterschiedlich“³³.

Hier bestätigt sich also Kämpers These, dass es keine feste Rollenaufteilung gibt, sondern Aushandlungsprozesse stattfinden. Das wichtigste Kriterium in den von uns aufgesuchten Familien schien dabei Zeit zu sein (im Sinne von Freigestellt-Sein von der Erwerbsarbeit): *„Manchmal hat eine irgendeinen Job und ist Vollzeit weg auf einmal und dann kümmert die andere sich mehr, also eher so phasenweise und nicht so fest eingeteilt.“³⁴ Gabriele Kochowski beschreibt Gleiches für die Arbeitsteilung in ihrer Familie:*

²⁷ Kämper: Familie, 2002, S. 39.

²⁸ Kämper: Familie, 2002, S. 39.

²⁹ Und unterstützt durch die Erfahrung die individuelle Erfahrung des Coming-Outs der Eltern, welches bei diesen, nach Kämper „besondere Potentiale für Kommunikations- und Konfliktbereitschaft“ begründen; Kämper: Familie, 2002, S. 43.

³⁰ Kämper: Familie, 2002, S. 40.

³¹ Kämper: Familie, 2002, S. 39.

³² Marina Berger im Interview.

³³ Marina Berger im Interview.

³⁴ Katrin Ludwig im Interview.

„Das ist einfach so entstanden, also weil das irgendwie, klar, Susanne ist freiberuflich tätig, also in einer Praxis, und ähm [es] wäre gar nicht wirklich anders gegangen.“ Und weiter:

„Also, ich mach ein Großteil, weil ich nur Teilzeit arbeite – und Susanne arbeitet voll, von daher ist das von daher schon so – relativ aufgeteilt. Wobei wir uns mit dem Abholen und Hinbringen, da gibt es Tage wo Susanne das macht und ich das mache, also wir teilen das auf, auch nicht fifty-fifty, das geht nicht, aber an zwei Tagen macht sie’s“³⁵.

Trotz demokratischer Aushandlungsprozesse und des Fehlens von vornherein festgelegten Rollen ist also in den von uns interviewten Fällen, im Ergebnis die Teilhabe an der Reproduktionsarbeit nicht unbedingt zu jeder Zeit unter den Eltern gleich verteilt. Dies widerspricht nach Kämper nicht ihrer These der demokratischen Familie: „Das schließt nicht aus, dass als Ergebnis eines solchen Prozesses [dem demokratischen Aushandlungsprozess] eine scheinbar traditionelle Familie steht, bei dem eine Partnerin den Lebensunterhalt für die Kinder und ihre Partnerin verdient, während diese sich um die Hausarbeit und die Erziehung kümmert.“³⁶

Allerdings könnte man Kämpers Thesen auch Folgendes entgegnen:

Hat man es nicht eher mit einem Mangel an Aushandlungsprozessen in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern zu tun? Einem Mangel, da die homosexuellen Eltern schlichtweg eine ‚pragmatische‘ Entscheidung fällen, da sie glauben, die Reproduktionsarbeit nicht unter Diskriminierungsgesichtspunkten reflektiert müssen? Eben dieser Pragmatismus könnte zu weniger Reflexion über die Machtstrukturen führen, die innerhalb einer Beziehung oder durch äußere Umstände wie dem Mangel an Rechten für nicht-biologische Mütter bestehen. Dies könnte übersehen werden, wenn die Rollenaufteilung in der Beziehung als frei von geschlechterpolitischen Diskriminierungsvorstellungen und somit automatisch als gerechte oder als sinnvolle Lösung in Bezug auf vorhandene Zwänge (z.B. höheres Einkommen) empfunden wird. Liese sich das folgende Zitat Lena Muchinas vielleicht in diese Richtung interpretieren, wenn sie sagt: „Es ist einfach spontan. Gibt keine Pläne, keine irgendwie Verabredungen, nichts. Es löst sich von selbst. Und automatisch passen wir einander an, irgendwie.“³⁷?

Ein weiterer Aspekt der demokratischen Familie, wie Kämper sie entwirft, soll hier auf unsere Interviews angewendet werden. Kämper sieht durch ‚homosexuelle Familien‘, Familie einer nachhaltigen Veränderung ausgesetzt, da das demokratische Familienmodell auch dadurch weitergereicht wird, dass die homosexuellen Eltern ihren Kindern „ein offenes und vielfältiges Rollenangebot bieten“,³⁸ was das „selbstverständliche Erlernen demokratischer Umgangsformen“³⁹ unterstützt. Damit kann, so Kämper, durch die ‚homosexuelle Familie‘, die stetige innerfamiliäre Neureproduktion „geschlechts-

³⁵ Gabriele Kochowski im Interview.

³⁶ Kämper: Familie, 2002, S. 42.

³⁷ Lena Muchina im Interview.

³⁸ Kämper: Familie, 2002, S. 40.

³⁹ Kämper: Familie, 2002, S. 40.

stereotyper Arbeitsteilung im Erwerbs-, Haushalts- und emotionalen Bereich aufgehoben werden“: „Mädchen und Jungen ist somit erlaubt, freier von Einschränkungen durch Geschlechtsrollenstereotype aufzuwachsen.“⁴⁰

Auch unsere Interviewpartnerinnen haben angeführt, dass sie an ihrem Familienmodell besonders positiv finden, dass sie ihren Kindern, eine besondere Offenheit und eine besondere Breite an Rollenvorbildern und möglichen Lebensformen bieten. So sagte Katrin Ludwig hierzu:

„Na klar, glaub ich immer [lacht], dass wir die besseren Eltern sind, aber ich glaube weniger dadurch ob ich jetzt als Lesbe durch die Welt gehe oder nicht, sondern, was ich glaube, `ne Offenheit entsteht dadurch, dass er halt wirklich viele erwachsene Bezugspersonen hat und auch viele unterschiedliche Sichtweisen auf Dinge kennen lernt“.

Gabriele Kochowski sieht dies ähnlich:

„Ich finde, dass wir unseren Kindern eine ziemlich Reichhaltigkeit bieten, in diesen Lebensformen die wir vorleben. Ja also das es halt schwule Paare gibt, und lesbische Paare, und allein Lebende und Hausprojekte, ja es gibt so vielfältige Formen [...], dass ich denke, wir bieten denen auch was, wir bieten denen irgendwie einen Einblick in eine andere Kultur, sag ich, Kultur ist immer so schwierig, aber in eine andere Lebensform, und ähm, ich habe das Gefühl in hetero Beziehungen, oft so eng, also dass es da so einen engen Blick gibt.“

Bezüglich Kämpers These könnte man kritisch weiterführend für lesbische Elternpaare fragen, inwiefern sie sich von den gesellschaftlichen Rollenzuweisungen, die aufgrund der naturalisierten Verwandtschaftsvorstellungen der biologischen und der nicht-biologischen Mutterschaft bestimmte Positionen zuweisen, abgrenzen können und inwiefern diese Wahrnehmungsmuster in die Arbeitsteilung, wenn auch ungewollt, einfließen. So sei hier auf die unterschiedliche rechtliche Stellung verwiesen, die der internen Demokratisierung nicht unbedingt eine externe Demokratisierung entgegenstellt und so auch das Familienleben prägt.⁴¹ Wie sich in unseren Interviews zeigte, ergeben sich auch im weiteren Familienkreis aus der biologischen- und nicht-biologischen Mutterschaft unterschiedliche Rollen. So nahmen die Eltern der nicht-biologischen Mütter bei den von uns aufgesuchten Familien ihre Rolle als Großeltern oft weniger wahr als die der biologischen Mutter. Kämpers These kritisierend und weiterführend lässt sich also fragen: Ergeben sich, und wenn ja welche, Implikationen/Rollenzuweisungen durch die biologisch unterschiedlichen Beiträge der Mütter, für die ‚demokratische, lesbische Familie‘?

Fazit

Auf Grundlage eines theoretischen Hintergrundes zum Familienbegriff in der Ethnologie und im lesBiSchwulQueeren Kontext konnten durch die geführten Interviews konkrete theoretische Thesen reflektiert und weiterführende Fragestellungen entwickelt werden.

⁴⁰ Kämpfer: Familie, 2002, S. 40.

⁴¹ Vgl. Kämpfer: Familie, 2002, S. 30-40.

Die Auswertung der Interviews hat gezeigt, dass die lesbischen Familien – auch wenn sie biologistische Konzepte ausdrücklich ablehnen und diese in ihrem Alltag nicht leben – nach wie vor gezwungen sind, sich und ihre Existenz in einem diskursiven Feld zu verorten, das auch weiterhin biologische Abstammung als intelligibles Verwandtschaftsmodell dem Prinzip Gewährtheit gegenüberstellt. Über die Aneignung des Familienbegriffs im lesBiSchwulQueeren Kontext ist der Diskurs um Familie verschoben worden: Die dominante Lebensform „heterosexuelle Kleinfamilie“ wird von den Interviewpartnerinnen nicht einfach kopiert; sondern, indem sie die Norm der Heterosexualität nicht erfüllen, verschieben und erweitern sie das Verständnis davon, was Familie in westlichen Kulturen und Gesellschaften ist und sein kann. Insofern kann diesem Akt der Aneignung durchaus ein subversives Potenzial zugesprochen werden. Doch die Wahrnehmung queerer Familien in hegemonialen Diskursen bleibt auf die Familienform beschränkt, die der bürgerlichen Kleinfamilie am nächsten kommt: ein Paar mit gemeinsam erzogenen Kindern. Wollen die lesbischen Eltern als Familie anerkannt werden, müssen sie sich nach außen hin als eben diese Kleinfamilie präsentieren, auch wenn das ihrer Lebensrealität entgegensteht. Diese Erweiterung des dominanten Familienbegriffes v.a. im Vergleich zu Diskursen, die Familie als konträr zum homosexuellen Kontext konstruieren, kann als Fortschritt gewertet werden. Doch eine Repräsentation vielfältiger vorstellbarer *queerer* Familienkonstellationen sähe anders aus. Das eigentliche Potenzial homosexueller Familien, das sie von anderen Abweichungen von der bürgerlichen Kleinfamilie (z.B. Patchwork-Familien) unterscheidet – das Prinzip der Gewährtheit verwandtschaftlicher Beziehungen –, bleibt im lesBiSchwulQueeren Kontext isoliert und die naturalisierende Sicht auf Verwandtschaft im Kern unangetastet.

Eine Optimierung der Studie könnte durch ein mehrphasiges Untersuchungsmodell erreicht werden, da die Perspektive der erforschten Gruppe und deren Selbstdefinition im Mittelpunkt stehen. Durch eine Befragung in zweiter und dritter Phase könnte man Missverständnisse der Leseart vermeiden und ebenso offene Aspekte angehen. Für die weiterführende Studie wäre eine Konzentration auf den Themenbereich ‚Familienbegriff‘ interessant, der sich in dieser explorativen Vorstudie als besonders relevant in Hinblick auf den Familienbegriff in westlichen Gesellschaften und somit auch für eine neue ethnologische Verwandtschaftsforschung herausgestellt hat. Insbesondere eine Analyse von Kriterien, über die Familie jenseits von Heterosexualität und Abstammung konstituiert wird, wäre hier interessant. In den Interviews kristallisierten sich bereits die Kriterien Verantwortung und Fürsorge als zentral heraus.

Familien sind seit den 1980er Jahren fester Bestandteil LesBiSchwulQueere Lebensmodelle geworden und erlangen spätestens seit der zunehmenden rechtlichen Absicherung⁴² in westlichen Gesellschaften mehr und mehr Anerkennung. Dennoch zeigte die explorative Feldforschung, dass die von den Interviewpartnerinnen gelebten Familienmodelle nach wie vor rechtlich *nicht* abgesichert sind.⁴³ Aus ethnologischer Perspektive wurde aber außerdem deutlich, dass die lesBiSchwulQueeren Familienmodelle noch nachhaltiger mit dem Problem der Anerkennung als reale, also nicht fiktive Familie zu kämpfen

⁴² In der BRD beispielsweise seit 2001 das Lebenspartnerschaftsgesetz.

⁴³ Selbst das Lebenspartnerschaftsgesetz – welches von einem der befragten Paare ohnehin abgelehnt wird – wurde als unzureichend bewertet.

haben werden. Noch viel offensichtlicher wird diese Aberkennung des Familienstatus' bei Familien, die sich „nur“ durch das Prinzip der Gewährtheit konstituieren und dem bürgerlichen Kleinfamilienmodell nicht entsprechen.

Die Untersuchung lesBiSchwulQueerer Familien kann das Denken über Familie generell in Frage stellen und bietet die Möglichkeit, traditionelle (heterosexistische) Vorstellungen zu ‚durchqueeren‘. Ein kontinuierliches Projekt könnte in dieses gesellschaftliche Konfliktfeld intervenieren und zur Repräsentation vielfältiger gelebter lesBiSchwulQueerer und anderer, sich vom bürgerlichen Kleinfamilienmodell unterscheidender Lebensweisen beitragen.

Literatur:

- Butler, Judith (2002): Is [Kinship] Always Already Heterosexual? In: Differences 13.1, S. 14-44. Zitiert nach Koch-Rein: Herrenclubs, 2003, 72.
- Honer, Anne (1993): Zur [Idee des dreiphasigen Interviews]. In: Dies.: Lebensweltliche Ethnographie, Wiesbaden, S. 70-88.
- Kämper, Gabriele (2002): Familien-Aufbruch mit Zukunft? Erfinden gleichgeschlechtliche Paare die demokratische [Familie]? In: Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport/ Senatsverwaltung für Arbeit, Soziales und Frauen (Hg.): Regenbogenfamilien, wenn Eltern lesbisch, schwul, bi- oder transsexuell sind. Berlin 2002, S. 39-44.
- Knecht, Michi (2003): Die [Politik der Verwandtschaft] neu denken. Perspektiven der Kultur- und Sozialanthropologie, in: BulletinTexte, 26, S. 52-70.
- Koch-Rein, Anne (2003): „Ungewöhnliche [Herrenclubs]“ und andere Bilderbuchfamilien – Gedanken über lesBiSchwulQueere (Wahl-)Verwandtschaft, in: BulletinTexte, 26, Warum noch Familie?, S. 71-81.
- Petersen, Imme (2000): Konzepte und Bedeutung von „Verwandtschaft“: eine Ethnologische Analyse der Parlamentsdebatten zum bundesdeutschen [Embryonenschutzgesetz]. Beiträge zur gesellschaftswissenschaftlichen Forschung: Band 22, Herbolzheim.
- [Siegestsäule] - Berlins schwullesbischen Magazin (2005), Jackwerth Verlag, Berlin, Ausgabe Februar 2005
- Schillen, Ida (2002): Das [Familienbuch]. Eine Aufklärung über negierte Familienrealitäten. In: LSVD sozial e.V., Sozialverein des Lesben- und Schwulenverbandes in Deutschland (Hg.): Familienbuch, Berlin.
- Weston, Kath (1991): Families we choose. Lesbians, Gays, [Kinship]. New York, Oxford.